

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 47

Artikel: Neue Schweizerbücher [Fortsetzung]

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647750>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gummikultur auf Sumatra. Zapfbare Gummibäume, 12½ Jahre alt. Zwei Schweizer als Assistenten.

den. Pfähle kann man den Gummibäumen nicht beigeben, wegen der drohenden Fäulnis.

Die Gummizugung beginnt im 4. bis 6. Altersjahr der Kultur, indem dann die nötige Dicke der Rinde (zirka $\frac{1}{2}$ Zentimeter) erreicht ist. Die Stämme weisen in diesem Zeitpunkt einen Durchmesser von 15–20 Zentimeter auf (1 Meter über Boden gemessen). Es wird nun mit einem sehr scharfen Messer (ähnlich einem beidseitig geschärften Reißer) eine Rinne in die Rinde geschnitten, auf ein Drittel bis ein Viertel des Stammumfangs und zwar von links oben nach rechts unten (früher von rechts nach links). Zum Auffangen des ausfließenden Gummisaftes dient eine Tasse, die mittelst einem Bambusstock oder einem Draht am Stamme befestigt wird. Alle Stämme, ausgenommen die kranken, werden jeden Tag wieder neu „gezapft“, da die gummiführenden Poren immer wieder geöffnet werden müssen. Die Schnitte sollen möglichst fein ausgeführt werden, so daß vom ersten Anschnitt auf $1\frac{1}{2}$ Meter Höhe bis zum untersten ob dem Wurzelhals 1–2 Jahre verstreichen. Als dann beginnt man eine neue Schnittreihe im zweiten Drittel des Stammumfangs und hernach eine ebensoche im dritten Drittel. Nach zirka fünf Jahren kann der Nutzungsprozeß an der Stelle, wo der erste Anschnitt stattgefunden hat, von neuem beginnen. Der kunstgerechten Anzapfung wird große Bedeutung beigemessen. Bei eintretender Krankheit des Baumes (z. B. brauner Binnenbast und Streifenkanker) muß die Nutzung längere Zeit unterbleiben. Der Ertrag an flüssigem Gummi schwankt stark je nach der Dauer der bisherigen Benutzung des Baumes und nach seinem Gesundheitszustand. Es sind Erträge von 5 bis auf 150 Kubikzentimeter pro Tag konstatiert worden. Durchschnittlich liefert ein Baum pro Tag 5–7 Gramm Gummi, in trockenem Zustande gewogen.

R. K.

Räche Dich an Deinem Feinde auf's bitterste. — beachte ihn nicht!

Pauer.

Neue Schweizerbücher. *)

(Fortsetzung.)

Deiner Frau wirst du das kleine neue Erzählbüchlein „Simeon und Esi“ von Rudolf von Tavel schenken; es wird ihr bestimmt große Freude bereiten. Denn das ist wieder so eine feine Herzensaeschichte, mitten in den Alltag hineingestellt, wie unsere Frauen sie lebhaft erleben können. Gewöhnlich ist es bei von Tavel ein Konflikt zwischen Ehegatten; kein traurisch ausklingendes „Irrevarable“, aber darum nicht minder lebenswahr und lebenswarm. Und gewöhnlich knüpft Liebe wieder das gelöste Band und triumphiert das junge blühende Leben über das grämliche und verdüsterte Alter. So auch hier. Herr Simeon Bäuerlein hat sich vor seiner fromm-säuerlichen Gattin in die Einsamkeit des hintersten Adelboden hinauf geflüchtet. Und hier bei der erhabeneren Bergnatur und in der strenauen Unterweisung der bibelstarken und schlüchtfrommen Bäuerin Esi Allenbach findet er sich selbst wieder und den Frieden mit Gott und der Welt und am Ende auch — so dürfen wir zuletzt hoffen, wenn auch die Sache nicht ganz gewiß ist — den Frieden mit der Frau, deren frommen Opfervölkern das lebenslustige Töchterlein mit ihrer Verlobung gründlich umgestürzt hat.

Ueber von Tavels Kunst, Menschen seines Standes

Hier besprochen sind:

Rudolf von Tavel, Simeon und Esi. Novelle. 107 Seiten 8°, gebunden Fr. 2.80.

Hans Michel, Rund um den Schwarzenbach. Schatzgräber- und Wilderergeschichten. 182 Seiten 8°, gebunden Fr. 4.80.

Josef Reinhardt, Heimwehland. Geschichten aus einsamer Welt. Neue Fassung. 285 Seiten, gebunden Fr. 7.50. Alle drei im Verlag A. Francke A.-G., Bern erschienen.

Gustav Renker, Bauernnot. Roman.

Jakob Bührer, Silian. Roman. Die beiden letzten aus dem Verlag Grethlein & Cie., Leipzig/Zürich.

lebenswahr zu schildern, sie in die bernische Landschaft hineinzustellen und reden und handeln zu lassen, daß sie einem unverlierbar im Gedächtnis bleiben, über seine erdhüstige Sprache, die auch im Schriftdeutschen sich glücklich aus dem Dialekt bereichert, über seinen feinen, alles Unzulängliche liebenvoll verklärenden Humor Worte zu verlieren, hieße Wasser in die Alare tragen. Rudolf von Tavel schreibt bedächtig und nur innerlich Geschautes und Gereintes, und darum lesen sich seine Bücher mit ungetrübtem Genuss.

Ein ganz eigener Fall sind die Schatzgräber- und Wilderergeschichten von Hans Michel in dem hübschen Bändchen „Rund um den Schwarzmönch“. Dieses Buch möchte ich dir zur Lektüre angeleitet ih empfehlen; denn ich weiß, daß du für kräftige, realistische Kunst Interesse hast und gerne zarte Empfindungen entbehrt, wenn der Stoff dies verlangt. Hier tut er es unbedingt. Der Verfasser — er tritt zum erstenmal mit einem Buch in Offentlichkeit — hat sich zuerst drei Schnapsbrüder zum Geiststand seiner Darstellung gemacht: Schmadritz itenwirt Häni und seine durstigen Gäste, den Polzelli-Weitsch und den Günschi-Weitsch. Die drei wollen einen Goldschatz haben, den sie irgendwo droben in den Felsen des Schwarzmönch vermuten. Sie gehen zum Kapuziner drüben überm Brünig, der ihnen gegen guten Entgeht das Rezept vom König Salomo zum Auffinden des Schatzes überjist. Die Besprechung der Geister will ihnen nicht gelingen; das Schnapsbrenklein stellt ihnen in der dritten und entscheidenden Nacht ein Bein, und zerstört auch die gute Freundschaft unter ihnen. Beim Wildheuer unter den Sefinen- und Bogenqgen-Flühen schließen der Polzeller und der Günschi wieder Frieden. Und als der Matz'ne, der Geißbub, am Schwarzmönch droben wirk'lich einen Glücksfund tut — ein verrostetes Brentlein mit a'ter Gold- und Silbermünzen — da reift in den drei Schnapsfreunden der Entschluß, den Goldschatz zu haben. Mit einer Wünschelrute und einem schwarzen Geißbock, e'nen Wiedehopfenau und einem Federmausherz ausgerüstet, streien sie in stockdunkler Nacht hinauf in die Felsen. Da bricht die Gemstau vom Rottalaletscher neben den furchtewa'gen Schatzräubern nieder und treibt sie in die Flucht. Der Anstifter „wir'et“ das Bein und steht und steht in der Falle. Er ha'te eben geflucht in der verhängnisvollen Christnacht und kam darum zu Schaden.

Wenn diese Schatzräbergeschichte inhaltlich der Volkssandler vielleicht mehr noch interessiert als der Litteraturfreund, so ist drfür die ardere Geschichte des Buches, die vom Schu'ost Mäden Heinz und vom Rölli-Hitti, die beide dem weißheirzigen Gemshof, dem „Jocher“, nachstehen und dabei erfallen, voll packenden Lebens und sparsam'ster Ei. Man darf kühn behaupten, drß noch kein Schriftsteller die Dämonie der Füchwände und Felslöcher so hinreißend dargestellt hat wie Hans Michel es hier tut. Seine Menschen sind wie aus dem Felsboden herausgewachsen, verlöschenbar den Groktannen an den Flühen: knorrig, zäh und leidenschaftlich. Ihre Nagelschuhe tun keinen falschen Tritt, und wenn sie zuletzt doch erfallen, so ist es das große unerhittliche Schicksal, das sie gepackt hat, wie den Mensch der Ebene der Hirnshlaag zu Boden strect.

Die Geschichte vom Rölli-Hitti, dem Geißhirten und der wegenigen Wilderer, zeigt die schönsten Ansäze zu einer physiologischen Durcharbeitung des schwierielen Stoffes. Und zwar führt die Seelendarstellung nach der Forderung strenger epischer Kunst auf dem Geschehen. Das Denken und Fühlen der Menschen wird deutlich gemacht an ihrem Handen; auch die Naturstimmung wird episch herausgearbeitet. Es ist dieses Können an einem Erstlingswerke nicht hoch genug einzuschäkern. Wir haben in Hans Michel unzweifelhaft ein starkes Erzähltalent vor uns.

Auch in der zweiten Geschichte vermietet der Verfasser sein erstaunlich reiches folkloristisches Wissen. Er kennt die

intimsten Gebräuche, beobachtet die kleinsten Neuerlichkeiten im Gebrauch des Volkes; er weiß, wie die Bergbauern tanzen, trinken, essen, melken, hirten, jagen — ich möchte eine Wette eingehen, daß er selber schon auf Wildererpfad gewandelt ist mit dem Stuhen im Sac — die Volksage und das Volkslied stehen ihm zur Verfügung und er verwendet sie geschickt in der Erzählung — kurz, es weht Heimatluft aus Michels Büchlein. Mit beachtenswerter Kunst benutzt er die Volksprache zur Belebung seines Schriftdeutsch; nicht nur in träßen Ausdrücken („Gelafer“, zusammen „worten“ = reden, ohne „Holen und Hopen“), der „Latsh“, sein „fache iirdener“ Milchtopf, vier müde „Schäfchen = Beine, „Inderlachn = Interlaken, die „Jaaz“ = Jagd), die sich ungesucht mitten im besten Deutsch einstellen und auch ganz ordentlich sich einfügen, sondern auch in der Wortfolge, die den Sinnnton der Volksprache nachahmt, so daß uns auch durch das Chr die richtige Vorstellung des Lauterbrunnen Volkes vermittelt wird („— Die leben denk etwa gut genug mit ihrem Milchtrank und der Mehlspeis, die Läffen, was meinst, Heinz — uäh?“.... „Das ist so, hein Gafferland, und das ist es! Aber ich glaub, wir könnten Schlechtwetter haben morgen, es hat unten Nebel, und das Gewölk stößt an die Schneeberge an, die Wetterlücke ist eingedellt.“)

Hans Michel soll uns noch mehr solche Bücher schenken; nun er die Wirklichkeit studiert und das Geheimnis ergründet hat, wie man ihr künstlerisch gerecht wird, darf er auch die andere große Aufgabe der Erzählfkunst in Angriff nehmen: schöne, starke, edle Menschen zu finden oder zu ersinden.

So wie dies Josef Reinhart tut in seinem neuesten Buch: „Heimwehland“.

Es ist ein altes Buch in neuer Fassung; aus der ersten wurden einige klei'ere Erzählungen ausgespart und dafür andere aufgenommen: „Der Schindelmacher und sein Hau“, „Der Steinbruch“, Geb'chen sind in neuer Buch „Vater Klaus“, „Broneli“, „Silvan Grubers Einsamkeit“.

Auch Josef Reinhart hat seine Erzählkunst aus der Heimaterde herausgearbeitet. Aber sein Realismus ist bloß Kunstrprinzip, nicht zwed. Josef Reinhart gibt mehr als bloß künstvolle Wirklichkeit er ist verlöste, geadelte Wirklichkeit, dichterische Wahrheit. Er schenkt uns in seinen Dichtungen schöne Menschen gestalten oder läßt in ihnen die Kraft des Guten wirksam werden. Darum erweitert sich sein Leserkreis mit jedem neuen Buch. Sehr schön bezeugt Otto von Greycz diese Tatkraft in einem gediegenen literarischen Essay über Josef Reinhart in diesjährigen Heimkundler*. „Es sind Menschen — so schreibt v. Greycz diesen Leserkreis — die im Buche nicht Zerstreung, sondern Sammlung und Ruhe suchen; die nicht die Flucht aus dem Leben, ihrem Alltagsleben, suchen, sondern den Weg ins Leben zurück; die nicht von sich weg, sondern zu sich zurück streben; sich in der Poesie nicht verlieren, sondern finden möchten. Und dieser Wunsch, diese Richtung des Geistes und Geschmacks ist weder an gelehrte, noch ständische Bildung gebunden; man trifft sie bei Hoch und Niedrig, wie man auch die entgegengesetzte Richtung bei Hoch und Niedrig antrifft.“....

Ich nehme an, daß dir meine Andeutungen und das Zitat über „Heimwehland“ genug gesagt haben und will dir noch kurz die neuen Bücher zweier anderer, etwas weniger bekannter Schriftsteller vorstellen.

Gustav Renfers Waller Roman „Bauernnot“ vermag ich wahrscheinlich in der Gegenüberstellung mit den schon besprochenen Büchern nicht ganz gerecht zu werden. Ich empfinde ihn im Stoff und Stil geradezu als negatives Gegenbeispiel.

Schaup'ak des Geschehens: das Lätschental: Zeit: zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Handlung: Sie ist schwer zu erzählen, da sie sich lang und dürr durch 361 Seiten zieht und doppelspurig läuft, bald als Schicksal der ganzen Landschaft, bald als Einzelschicksal. Eigentlich sind es kulturhistorische Bilder, ohne oder mit mangelhaft epischer Verknü-

pfung: Ein Häuflein Lötster stehen Wacht am Pab; ein Geigerlein, aus der Fremde heingefehrt, gesellt sich zu ihnen; plötzlich Sprung ins Tal: der Talvogt Hein präsentiert sich dem Leser als der Held, der alles zum guten Ende zwingen wird; aber er ist es doch nicht; der Bauer Josep Rubin taucht auf und der wird es sein, der das Buch aushält, bis zum Schluss: den Einfall der Bischofschen mit Mord und Brand, den Bergtod des Kindes, die Pest, die fast die ganze Talstadt dahinmäht, die schreckliche Lawine, die sein neues Haus zudeckt, aber ihm die längst ersehnte, aber nicht erreichbare zweite Frau endlich verschafft, mit der er dann die unwirtliche Heimat verlässt, um anderswo sich anzusiedeln.

Der Stoff ist, wie gesagt, unerquilllich. Er fordert auch den schlichten Kenner von Land und Geschichte zur Kritik heraus: Eine „Straße“ (S. 20) sucht man heute noch im Lötsthal vergeblich, im „Panwagen“ (?) S. 57 fährt man noch heute nicht heraus, Gugler riegt 1375 nicht 1365 (S. 10) und was solche störende Unrichtigkeiten mehr sind.

Leider bietet auch die Darstellung wenig Erfreuliches. Die psychologische Führung der Handlung fehlt total; diese schreitet langsam über die Wirklichkeit hinweg. Die Bauern und Landsknechte kommen in Theaterstiefeln daher und führen bramarbasierende Reden. Alles ist überhöht gezeichnet. Die Freude des Verfassers am Grauen ist unverkennbar („Hier quoll das Leben in weizärtlicher Masse aus zerpaltenen Schädeln“.... S. 9. Vergl. S. 253, 260, 298, 311 u.). Die Sprache klingt vielsag gesprägt und erzwungen originell: „Sie sollen kommen!“ wußte der Schmied; „um dessen sie dir vergeben“ (S. 31), „Das Grauen der Spinnstuben“ warf sie Neze... (S. 131); Josi „mederte ein hözernes Lachen“ (S. 165); „Es verlöscht doch“, zweifelte die Schwieger (S. 337). . . .

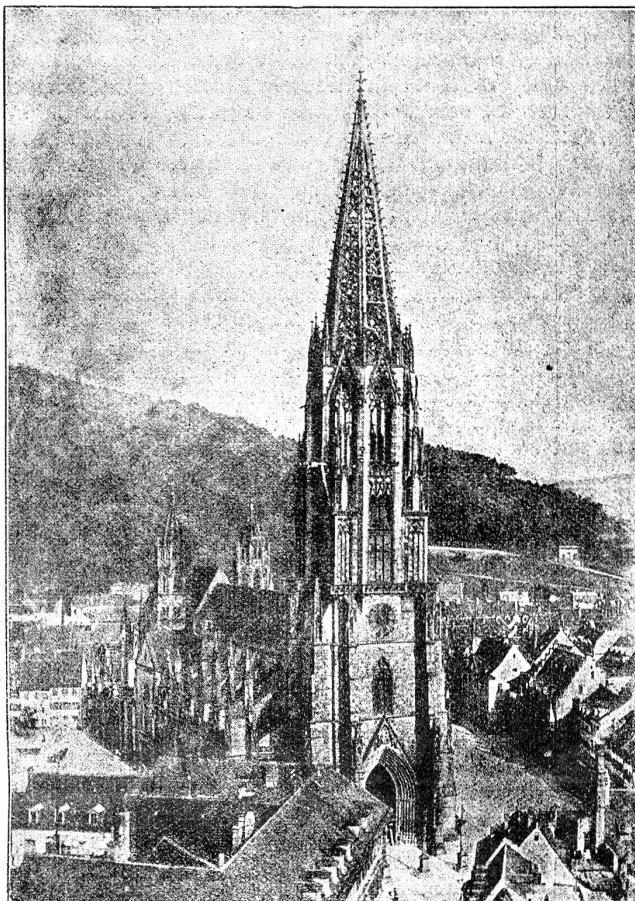
Auch Jakob Bührers Roman „Kilia“ kann ich dir nicht unbedingt empfehlen. Obwohl ich diesen Roman nicht mit dem eben besprochenen in gleicher Linie stellen möchte, empfinde ich doch eine Art Wesensverwandtschaft zwischen beiden. Mir scheint, die beiden Verfasser nehmen sich selber nicht ernst genug. Bührer ist glücklich bei Stilgebauer angelangt. Er will uns im Kinotempo glaubhaft machen, daß ein Mensch wie sein Romanheld alle Stufen der Verkommenheit vom Meßbudengeißel bis zum Türhüter und Croupier einer geheimen Spielhölle und Schieber und Großpektanten hinuntergleiten könne, um dann hinaufzusteigen zum Menschheitsbeglücker und Weltorganisator, und der bis zuletzt an sich glaubt!

Nein, gewiß will Jakob Bührer ernst genommen sein; er will uns sagen, was er von unserer heutigen Kultur hält. Man erträgt sie nur, weil man den Alkohol hat. „Sehen Sie, das ist der große Irrtum der Abstinenten: Sie meinen, die Welt sei so übel daran, weil so viel gesoffen werde; ich aber sage Ihnen: Es wird so viel gesoffen, weil wir so übel daran sind!“ Dieser Zusammenhang zwischen europäischer Kultur und Alkohol ist gut geschauf; nur liegt die Lösung sicher am andern Ende. So hat uns Bührer viele Wahrheiten zu sagen. Man könnte eine Abhandlung über den Ideengehalt des Buches schreiben, freilich um am Ende keine bessere Lösung zu finden als die, welche der Verfasser selbst gebraucht, um der Frage auszuweichen: Und nachher, wie käme es dann? „In diesem Augenblit — so schließt nach einem zukunftsgläubigen Zwiespräch des Paars, das die Welt mit einer neuen Organisation beglücken will, der Roman — „In diesem Augenblick platzt seine Bombe, die die beiden zerriß.“ (Schluß folgt.)

Das Münster in Freiburg i. B.

Bekanntlich ist unser Berner Münster nach dem Vorbild der Münster in Ulm und Esslingen erbaut worden. Dass es aber in Deutschland noch andere Kirchenbauten gibt, denen unser Münster verwandt ist, beweist unsere Ab-

bildung. Das Münster in Freiburg im Breisgau ist auf dem gleichen Grundplane aufgebaut wie das Berner Münster: ein dreischiffiges Langhaus mit einem das Ganze über-



Das Münster in Freiburg i. B.

ragenden hohen Turm. Freilich ist das deutsche Münster älter: es ist im 13. Jahrhundert entstanden; sein 125 Meter hoher Turm ist schon 1287 vollendet worden; übrigens wurde er erst kürzlich nach zehnjährigen Reparationsarbeiten von den Gerüsten befreit. Aber auffällig ist die Übereinstimmung dieses Turmes mit unserem Münsterturm. Er baut sich auch über einem massiven Biedek, das in der Mitte mit einer monumentalen Pforte versehen ist, auf und zwar in einem schlankeren Achtek, um dann in einer reich durchbrochenen spitzen Pyramide mit Kreuzblume zu enden. Auch das Langschiff hat Ähnlichkeit bis auf das Querschiff und dem mit zwei etwas verkümmerten Seitenarmen versehenen hohen Chorbau, der circa 80 Jahre später angefügt wurde.

Mit dem Berner Münster hat das Freiburger Münster auch die Beziehung zu den Herzögen von Zähringen gemeinsam; nur daß seine Beziehungen die älteren sind. Ein Zähringer Herzog, Konrad, hat nämlich Freiburg i. B. zur Stadt erhoben, ca. 70 Jahre bevor Berthold V. den Grundstein zu unserer Stadt legte. So kommt es, daß wir im Freiburger Münster die Reliefsbilder der Zähringer Herzöge finden, und an der Südseite des Baues — wie bei uns auf der Plattform — das Standbild des letzten und berühmtesten Repräsentanten dieses Geschlechts.

Europäische Eintracht.

Die deutsche Kabinettsskize ist endgültig ausgebrochen und wird vielleicht diesmal eine Lösung erfahren, welche